

Wilhelm  
Genazino

Ein Regenschirm  
für diesen Tag



Roman / Hanser

Brezel. Ich kann sehen, daß sie noch im Laden beginnt, die Brezel aufzuessen. Kauend tritt sie wieder auf die Straße und stellt sich vor das Schaufenster eines Friseurs. Häuser, Hauseingänge, Klingeltafeln, Türen, Briefkästen oder Fenster schaut sie nicht an. Mir ergeht es mit Häusern oft wie mit Menschen. Man schaut Personen jahrelang, viele von ihnen sogar jahrzehntelang an und wird von ihnen ebenfalls angeschaut. Aber eines Tages sind bestimmte Häuser plötzlich verschwunden oder derart umgebaut, daß ich viele von ihnen nicht wiedererkenne und aus Verärgerung dann auch nicht mehr anschau. Ich weiß nicht, ob heute ein solcher Tag ist oder eher nicht. Wenn ja,

hätte ich wieder die Empfindung, Leuten wie mir soll mitgeteilt werden, daß sie verschwinden oder umgebaut werden sollen wie alte Häuser. Diese Empfindung verbindet sich dann mit einem Gefühl, das ich oft habe: Daß ich ohne meine innere Genehmigung auf der Welt bin.

Genaugenommen warte ich noch immer darauf, daß mich jemand fragt, ob ich hier sein möchte. Ich stelle es mir schön vor, wenn ich, sagen wir: heute Nachmittag diese Genehmigung erteilen könnte. Dabei spielt keine Rolle, daß ich gar nicht weiß, *wer* es eigentlich sein soll, der diese Genehmigung bei mir einholt.

Außer der Motorradfahrerin sehe ich im Augenblick einen Sanitäter in einer

weißbroten Plastikjacke und einen Wachmann. Er trägt eine gutgepflegte Phantasie-Uniform und steht neben dem Eingang einer Bank. Er schaut die Vorübergehenden an wie Leute, von denen eine Gefahr ausgeht. Es stört ihn offenbar nicht, daß man sich über ihn keine Gedanken macht. Der Sanitäter und der Wachmann sehen aus wie Menschen, die inzwischen ganz billig geworden sind. Wenn jemand käme und wollte zum Beispiel den Sanitäter kaufen, dann müßte er, glaube ich, höchstens fünf Mark bezahlen. Auch die Motorradfahrerin ist ganz billig, ich übrigens ebenfalls, wegen der fehlenden Genehmigung. Ein etwa zwölfjähriger Junge setzt sich auf den

Rand des Stadtbrunnens. Er hat ein kleines Segelboot dabei, das er bedachtsam auf das Wasser setzt. Die Fontäne ist heute niedrig eingestellt, so daß die Wasseroberfläche sich kaum bewegt. Es dauert nicht lange, dann greift ein leichter Wind in die beiden Segel des Schiffs und treibt es langsam über das Becken. Ich setze mich ungefähr dort auf den Brunnenrand, wo das Segelboot vermutlich ankommen wird. Wenn das Schiff gut an der Fontäne vorbeischwimmt und der Wind nicht erlahmt, wird das Boot für die Überquerung nur wenige Minuten brauchen. Der Junge geht langsam um das Becken herum und läßt sein Boot nicht aus den Augen. Die jungen Frauen, die

ebenfalls auf dem Brunnenrand sitzen und sich unterhalten, beachtet er nicht. Auch für die Frauen ist der Junge nicht interessant. Ich schaue auf das Boot wie jemand, der sich von seiner Ankunft viel verspricht. Einzelne Worte der Frauen werden vom Wind zu mir herübergetragen. Nachts ..., sagt die Frau links, nachts ... frage ich mich oft ... wenn ich nicht schlafen kann ... Dann verstehe ich nichts mehr. Eben kommt das kleine Segelboot auf meiner Seite des Beckens an. Der Junge greift freudig ins Wasser und hebt sein Schiff heraus und trägt es fort, unterm Arm, wie ein lebendes Tier, das er niemals wieder hergeben wird.

Aus der Grenadierstraße kommt